

ldorf
n Stall
nd
mann.

Niederlage
in Neuss
bei Herrn
J. Mohren,
Büchel,
in
Düsseldorf
bei Herrn
F. J. Greis,
Haroldstr.
und
Casernenstr.-
Ecke.

Seife

M. 1.—
ut schäumend und
und frisch erhalten
nen Blumengeruch,
hen in der
Seife
t Preis M. 120.
lgemein verbreitet
pecialitäten erklärt
auch beschiedenen
werden.
e Güte jedes Parf-
No. 4711.
ikel nicht zu haben

4711

Köln a. Rhein.

is, Chevots,
stöße

uswändig und in
nt soliden Neu-
und Aussehen,
te äußerst billig
stehende Zug-
collection franco.

ar-Compagnie
er & Co.

(Gesellschaft)
a. R. H.
nt best. Qualität
u. M. 2.— pr. Fl.

" 2.50 "

" 3.— "

" 3.50 "

reiden Chemikern
et:

ac ist ähnlich zu-
fest wie die mei-
stlichen Cognacs,
selbe vom chemi-
schpunkt aus als
trachten.

malpreisen künstlich
hergestellt.
itor.

Büch.

Bethstraße 9.

inos

Flanellhemden,
von 385 Mark
Preislagen.

Pianinos

auswähl

h Sohn.

als das Beste
merkauft.

Francis Gaus.
stimmen prompt.

osigkeit,
schicktem
verbreiteten
offermünz-

110 n,

en Erfolgs

alleinigen

25 Pfg. bei

mer, Neuf.

belinghoven.

Telephon-Anschluß 53.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Hof. Brunau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Antonsblatt.
Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das Abonnement gegen einen Nachtrag von 20 Pfg. pro Quartal beigestellt.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kaufkräftigsten Lesepublikum unter. Jedes Blatt die beste Wirkung. Preis für die 6-gedruckte Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größeren Anzeigen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Anzeigen-Annahme durch alle bewährten Anzeigen-Expeditionen.

Nr. 248.

Montag, 30. October 1893. (Nothburga.)

20. Jahrgang.

Unpolitische Zeitsäule

(Nachdruck untersagt.)
N. Berlin, 28. October.

Wiederum ist ein großes Nest von Eisenbahn-Veträgern ausgenommen worden. Auf der Berlin-Stettiner Bahn scheint man die Fahr-Sinterziehungen in ebenso großem Stile betrieben zu haben, als auf der Köln-Hamburger-Bahn. Die Entlohnung der Gauner im Westen hatte die Gauner im Osten nicht kopieren gemacht; sie setzten das „Geschäft“ mit ungeschwächten Kräften fort und ließen sich auf dieselbe Weise fangen, wie jene, nämlich durch einen Criminalcommissar, der trefflich den Viehhändler machen kann. Ob nicht auch auf anderen Bahnstrecken ein verkappter Commissar am Werke wäre? Der Eisenbahnminister jammert über den Niedergang der Bahneinnahmen und die Steuerzahler, die den Ausfall ersetzen sollen, jammern mit ihm. Die Reform des Personentaris wird verweigert, weil der Personen-Verkehr ohnehin zu wenig einbringe. Als Sündenbock muß immer die wirtschaftliche Depression herhalten. Es gibt aber nicht bloß schlechte Zeiten, sondern auch schlechte Menschen. Wenn mehrere tüchtige Beamte auf einer Strecke sich zusammenschließen, und fortgesetzt blinde Passagiere befördern, so muß das einen Ausfall herbeiführen, der auch bei dem Millionen-Abschlag der Bahn ins Gewicht fällt.

Diese Veträgerei von so großem Umfang ist ein wirklich trauriges Zeichen der Zeit. Die Ehrlichkeit hat bedenklich an Boden verloren. Am schwersten vermissen sich freilich die Beamten, weil sie zugleich ihre Dienstpflicht verletzen. Aber die Fahrgäste, welche die Eisenbahn überborteln, sind wahrlich nicht viel besser. Sie betrügen und machen sich zugleich mißgütig an dem Bruch der Dienstpflicht.

Leider ist ja vielfach die Unsitte verbreitet, den Staat zu betrügen sei nicht so schlimm und nicht so schimpflich, als einen Privatmann zu betrügen. Das ist eine gewissenstänische. Der Staat tritt in der Eisenbahnverwaltung als ein Geschäftsbetrieb auf, und es ist fittig ganz gleich, ob man die Eisenbahn oder den Kaufmann oder Handwerker an der nächsten Ecke betrügt. Der Schmeißel ist wahrlich auch keine schöne Sache; aber er steht doch noch wesentlich höher, als die Eisenbahn-Veträgerei. Der Staat ahndet auch den gewöhnlichen Schmeißel, die Verheimlichung eines zollpflichtigen Gegenstandes, nur mit einer Geldbuße. Wer aber zur Schädigung der Bahnkasse Täuschungs- oder Veträgerei macht, wird mit der schimpflichen Strafe nach dem Criminalrechte bestraft, und das mit Recht. Auch vor dem christlichen Gewissen ist es ein ganz gemeiner Vetrug. „Es handelt sich ja nur um eine angeblich kleine Summe“, sagt vielleicht der Selbsttäucher. Ja, darf man denn in angeblich kleinen Summen unehrlich sein? Darf man etwa einem Millionär ein Zehnmarkstück aus der Tasche ziehen? Uebrigens wachsen die Summen oft zu einer recht anständigen Höhe heran. Und wenn es auch nur wenige Mark oder gar Groschen sein sollten, sobald man dabei einen Beamten zur Verletzung seiner Diensttreue verführt, handelt es sich um etwas Großes, um eine schwere Verfehlung.

Unter den verhafteten Beamten sollen sich Schaffner befinden, die eine starke Familie zu ernähren haben und bloß 900 M. Gehalt bezogen, andere betrügerische Beamte dagegen befinden sich in recht guter Vermögenslage. Die Noth kann ja als mildernder Umstand gelten, wie sie ja auch manchmal die Unterschlagungen von Postbeamten begreiflich machen muß. Der Staat muß die Beamten, die er Verfehlungen aussetzt, auskömmlich besolden. Für einen Schaffner, der vielfach außer dem Hause Verpflegung und Herberge braucht, reichen 900 M. zum Unterhalt für sich und eine Familie nicht aus. Also zunächst eine ordentliche Besoldung und dann auch eine zweckmäßige Controle.

Die Hinterziehungen werden meistens mit Rückfahrkarten und Rundreisebillets gemacht. Diese Dinger lassen sich oft doppelt verwerten. Der Gültigkeits-Termin ist noch nicht abgelaufen, wenn der erste Erwerber sie an den Schaffner abgibt; letzterer kann sie also noch immer gewissenlosen Passagieren überlassen oder bei sich aufbewahren, um sie im Falle der Revision als ein dem blinden Passagier abgenommenes Billet vorzuzeigen. Jetzt wird an den meisten Strecken die neue Art der Controle in den Ein- und Ausgängen der Bahnsteige ausgeübt. Damit ist für den Mißbrauch solcher Dauerkarten eine neue Form nöthig; aber unmöglich ist der Mißbrauch wohl noch nicht. Es lassen sich sogar ganz neue Kunstmittel denken, um die Controle vor Anfang und Ende der Fahrt mit billigen Billets für kleine Strecken zu paßieren und die große Zwischenstrecke umsonst zu fahren. Uebrigens ist es noch sehr fraglich, ob die Eisenbahnverwaltung mit dem

tigen Gegenstandes, nur mit einer Geldbuße. Wer aber zur Schädigung der Bahnkasse Täuschungs- oder Veträgerei macht, wird mit der schimpflichen Strafe nach dem Criminalrechte bestraft, und das mit Recht. Auch vor dem christlichen Gewissen ist es ein ganz gemeiner Vetrug. „Es handelt sich ja nur um eine angeblich kleine Summe“, sagt vielleicht der Selbsttäucher. Ja, darf man denn in angeblich kleinen Summen unehrlich sein? Darf man etwa einem Millionär ein Zehnmarkstück aus der Tasche ziehen? Uebrigens wachsen die Summen oft zu einer recht anständigen Höhe heran. Und wenn es auch nur wenige Mark oder gar Groschen sein sollten, sobald man dabei einen Beamten zur Verletzung seiner Diensttreue verführt, handelt es sich um etwas Großes, um eine schwere Verfehlung.

Unter den verhafteten Beamten sollen sich Schaffner befinden, die eine starke Familie zu ernähren haben und bloß 900 M. Gehalt bezogen, andere betrügerische Beamte dagegen befinden sich in recht guter Vermögenslage. Die Noth kann ja als mildernder Umstand gelten, wie sie ja auch manchmal die Unterschlagungen von Postbeamten begreiflich machen muß. Der Staat muß die Beamten, die er Verfehlungen aussetzt, auskömmlich besolden. Für einen Schaffner, der vielfach außer dem Hause Verpflegung und Herberge braucht, reichen 900 M. zum Unterhalt für sich und eine Familie nicht aus. Also zunächst eine ordentliche Besoldung und dann auch eine zweckmäßige Controle.

Die Hinterziehungen werden meistens mit Rückfahrkarten und Rundreisebillets gemacht. Diese Dinger lassen sich oft doppelt verwerten. Der Gültigkeits-Termin ist noch nicht abgelaufen, wenn der erste Erwerber sie an den Schaffner abgibt; letzterer kann sie also noch immer gewissenlosen Passagieren überlassen oder bei sich aufbewahren, um sie im Falle der Revision als ein dem blinden Passagier abgenommenes Billet vorzuzeigen. Jetzt wird an den meisten Strecken die neue Art der Controle in den Ein- und Ausgängen der Bahnsteige ausgeübt. Damit ist für den Mißbrauch solcher Dauerkarten eine neue Form nöthig; aber unmöglich ist der Mißbrauch wohl noch nicht. Es lassen sich sogar ganz neue Kunstmittel denken, um die Controle vor Anfang und Ende der Fahrt mit billigen Billets für kleine Strecken zu paßieren und die große Zwischenstrecke umsonst zu fahren. Uebrigens ist es noch sehr fraglich, ob die Eisenbahnverwaltung mit dem

System der Bahnhofsperre einen guten Griff gethan hat. Was für Stadt- und Vorortsbahnen in großen Städten paßt, braucht noch nicht für den sog. Fernverkehr zu passen.

Einen Vortheil bietet das neue System insofern, als jeder Reisende während der ganzen Fahrt im Besitze einer richtigen und durchlochten Fahrkarte sein muß. Täuschungen mit angeblich schon abgenommenen Karten sind ausgeschlossen. Damit läßt sich schon viel machen, wenn die Bahnverwaltung wirklich überraschende „Revisionen“ an Fahrkarten unterläßt. Es kommt nicht so sehr auf die Häufigkeit als auf das Unberechenbare und Unerwartete. Die Revisionen dürfen nicht schon von Weitem kennbar sein und dürfen nicht in einer gewissen Regelmäßigkeit sich einstellen.

Noch mehr würden wir uns von der Abschaffung der ganzen Rückfahr-, Saison-, Rundreise u. d. Billets versprechen. Die Vereinfachung des verwickelten Billet-Systems setzt freilich eine gründliche Revision des Tarifwesens voraus. Der Preis für die gewöhnliche Fahrkarte muß so billig sein, daß alle die Ausnahmen, die man jetzt noch und nach zur Erleichterung des Verkehrs eingeführt hat, überflüssig werden. Dabei muß für größere Entfernungen ein angemessener Abschlag eintreten. Ob man diese Reform als Jontentaris gestalten oder ob man eine andere Grundlage ausdenken will, kann ja zunächst gleich sein. Das Hauptziel bleibt: eine einzige Billetart für alle Leute, mögen sie hin und her, zum Geschäft oder zum Vergnügen reisen. Das würde die Hinterziehungen sehr erschweren, die Controle bedeutend erleichtern.

Aber unsere Herren Minister denken jetzt nicht an Reformen, sondern nur an Lastenvermehrung, was sie mit dem wüsten Wort „Steuerreform“ umschreiben. Der Eisenbahnminister sagt, er könne die Tarife nicht reformiren, weil er zu wenig Einnahmen habe; und er hat zu wenig Einnahmen, weil er die Tarife nicht reformirt. Der Postminister sagt, er könne die hohe Postanweisungsgebühr von 20 Pfennig für Sendungen von einer oder einigen Mark nicht herabsetzen; weil er bei der schlechten Finanzlage keinen „Ausfall von Millionen“ riskiren könne. In Wirklichkeit würde diese Herabsetzung ihren Nutzen bringen, weil dann die Leute nicht mehr so viele kleine Summen in Briefen verschicken und der Verkehr sich überhaupt erweitern würde. Dem Verschicken von Geld in Briefen müßte auch schon deshalb gesteuert werden, um die Beamten

nicht zu Briefunterschlagungen zu verleiten. Es fehlt an Weisheit und Muth.

Deutschland.

Berlin, 27. October.

Die nach dem nunmehr veröffentlichten Ausweise über die Reichseinnahmen für das erste halbe Jahr des laufenden Etatsjahres fällt es auf, daß der Vergleich bezüglich der den Einzelstaaten zu überweisenden Einnahmen, laut den Berliner Politischen Nachrichten, nicht günstig sei. Die halbjährige St-Einnahme an Zöllen ist gegen den entsprechenden Theil des Etatsanlages um 2 Millionen Mark zurück geblieben. Die dem Reiche verbleibenden Einnahmen weisen gleichfalls keine günstiges Resultat auf, jedoch das Ergebnis nicht glänzend genannt werden könne.

Der Straßener Reichsgericht in Leipzig hat die Verhandlung gegen die wegen Landesverraths in Kiel verhafteten französischen Offiziere auf Mitte Dezember anberaumt.

Der kleine Mann darf auch als Consumment nach den früheren Versprechungen der Regierung und der militärischen Parteien von der Tabaksteuer nicht betroffen werden. Wie sich das aber herausstellen würde, wenn die Angaben, die verbreitet werden, richtig sind, wissen unsere Leser. Der Ertrag der Tabaksteuer, heißt es jetzt wieder in mehreren Blättern, wird von der Regierung auf 108 Millionen Mark berechnet, wovon aber 8 Millionen Mark als Erhebungskosten in Abzug kommen, so daß eine Nettoeinnahme von 100 Millionen bliebe. Von den 108 Millionen soll der Rauchtobak 36,5 Millionen, die Cigarren 71,7 Millionen (bei einer Consumverminderung auf Kosten der Arbeiter und der kleineren Betriebe) von 33 1/2 pCt.) einbringen. Von den Gesamteinnahmen würden 60 Millionen Mark von der unbemittelten, die geringwertigsten Tabakfabrikate consumirenden Bevölkerung getragen werden. Von den Rauchtobaken haben die von 60 Pfg. bis 1 M. pro Pfund 24,9 Millionen Mark zu tragen, während die höherwertigen Tabake nur 11,6 Millionen tragen würden, der Rauchtobak im Ganzen 36,5 Millionen Mark. Bei den Cigarren ergibt die Facturasteuer von den Cigarren bis zu 5 Pfg. (unter Abzug jener 33 1/2 pCt.) einen Ertrag von 41,8 Millionen Mark, bei den 6 Pfg.-Cigarren einen solchen von 12,8 Millionen Mark und bei

Ein Beutel voll Diamanten.

Aus dem Englischen des Georg Manville Fenn.
Autorisirte Uebersetzung von Alice Salzbrunn.

(Fortsetzung.)

Robert eilte an eine Schieblade, nahm einen Haarpinsel heraus und strich sich mit demselben trocken über sein Gesicht.

„Ich will es Ihnen zeigen,“ rief er. Sie begannen hier am Ohr, pinxten einen runden Fied auf, und dann sahen Sie an der Wade herunter über ihr Kinn, als ob Sie einen Wadenbart malen wollten. Lassen Sie mich das machen, Miß.“

Richmond schloß sich, und hielt das Gesicht in die Höhe, während der Knabe die schmerzende Seite vorsichtig mit der Zinkur bestrich; dabei machte er ein ernstbesorgtes Gesicht und hand auf den Zehen.

„Warten Sie einen Augenblick, Miß,“ sagte Robert. „Der Herr Doktor goß zwei Tropfen aus dieser blauen Flasche auf ein Stückchen Glas und strich die Flüssigkeit über die Wade, wie Sie den Stirn über eine Malerei streichen.“

Richmond sah, daß der Junge eine „Chloroform“-bezeichnete Flasche herunternahm und ließ sich lächelnd die Bestreichung gefallen.

„Ist es besser, Miß?“ fragte der Knabe.

„Noch nicht, Robert, aber ich glaube, das wird helfen.“

Stelle die Flaschen weg, und bedenke, daß Du sie nicht anrühren sollst.

„Als ob ich das nicht wüßte, Miß! Ich verstehe mich ja auf die ärztliche Behandlung. Alle Flaschen in diesen Schächern kenne ich nach dem Geruch, ich weiß die Namen der in Spiritus aufbewahrten Dinge auswendig. Diese Glasflaschen mußte ich einmal mit frischem Spiritus füllen.“

Richmond nickte dem Knaben freundlich zu, indem sie das Zimmer verließ, und der junge Mediziner war wieder allein gelassen. Nachdem er durch das Schlüsselloch gesehen, daß der Doktor noch fest schlief, ging er an die zur Straße führende Thüre, schloß sie plötzlich auf und hielt den Kopf auf eine Seite gelenkt, die Hände in trankhaft kläglichem Weile erhoben; er schleppte sich schwach zu dem mit dem Vorhänger bedeckten Kiste, wo er leise stöhnend niederfiel. Es war ein vortreffliches Schauspiel, der Natur nachgeahmt; er blieb einige Minu-

ten still liegen, bis er eine andere Rolle zu spielen begann. Nochmals spähte er in das Sprechzimmer; er richtete sich gerade auf, wie er den Doktor hundertmal gesehen und ging langsam zur Pritsche. Mit freudigem Interesse in seinem Gesicht setzte er sich neben den Patienten seiner Einbildung und machte ein wohl gelungenes Pantomimenspiel. Schade, daß es keine Zuschauer bewunderten. Denn Robert hatte die Besitze des Doktors vom Kaminismus genommen, sie sich aufgelegt und sich über den Patienten geneigt.

„Reigen Sie die Junge,“ sagte er. „Hm — hm! Ja, etwas beugt.“

Dann schloß er den Puls, neigte den Kopf über eine Seite und hielt die vermeintliche Uhr in der Hand. „Das genügt,“ sagte er, und steckte die Uhr wieder in die Westentasche. „Nun richten Sie sich auf. Robert hielt sein Ohr einige Minuten an die Brust seines Kranken. „Dolen Sie tief Athem. So, noch einmal. Nun einen langen Athemzug.“

So wahrheitsstreuen war das Verfahren, daß ein Zuschauer getäuscht worden wäre, als Robert jetzt seine Stellung änderte und den Kopf an den Rücken des Patienten neigte.

„Aha!“ rief er, sich erhebend. „Eine Konfession! Warten Sie einen Augenblick.“

Er nahm ein Steinhofsp vom Kaminismus, aber anstatt es sogleich zu gebrauchen, legte er die Hand hier und da auf die Brust des vermeintlichen Patienten und klopfte mehrmals auf den Rücken. Nun schien er sehr sorgfältig die Weste und das Hemd zu öffnen, setzte das Steinhofsp auf und sagte nochmals: „Ja, ja, eine Konfession.“ Er setzte das Steinhofsp auf den Rücken des Kranken, wie einen Wachsstockhalter und nahm aus einem Marquise-Schäkel ein kleines Thermometer, welches er in die Westentasche des Patienten legte, um die Temperatur zu messen. Da hörte er wieder Schritte und die Thüre öffnete sich. Ein Spielzeug zu verwechseln, als die Thüre geöffnet wurde und Richmond mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder kam.

„Suche eine kleine leere Flasche für mich,“ sagte sie schnell.

„Ist es nicht besser geworden, Miß?“

„Sprich nicht zu mir! rief Richmond. „Der Schmerz ist zum Verrückten geworden. Schläft mein Vater noch?“

„Ja, Miß; soll ich ihn wecken?“

„Nein. Die Flasche, die Flasche!“

Der Junge nahm eine reine Flasche aus einer Schublade und brachte einen neuen Pfropfen auf dieselbe. Unter-

dessen michtete Richmond als Sachverständiger verschiedene Arzneien untereinander. Der Knabe half ihr dabei, indem er theilnehmend in ihr lebendes Gesicht sah.

„Sollten Sie sich den Raum nicht besser von mir ausleihen lassen?“ fragte er, aber sie eilte ohne Antwort weg.

„Was für Schmerzen Sie hat!“ murmelte er, als er auf ihre Schritte horchte. Am Ende des Hausflurs tönten Stimmen.

„Aisbeth,“ sagte er, als an die Thüre geklopft wurde. Der Knabe öffnete leise, eine Stimme sagte: „Ich habe ein Brod für Dich zurecht gemacht; es liegt auf dem Küchentisch.“

„Gehst Du zu Bett, Aisbeth?“

Ein Kränzen folgte, die Schritte entfernten sich, während er in den Hausflur starrte.

„Was verdrößlich Sie ist!“ rief er, die Thüre zumachen.

Robert stand einige Minuten nachdenklich; darauf ging er leise aus dem Zimmer und hinunter in die dunkle Küche, um sein Abendbrod zu holen, welches er lieber in dem medizinisch duftenden Klinikzimmer verzehrte. Er setzte sich auf die Bretzle, unter welcher die Gerippe verborgen lagen, und seine Füße trummelten leise an den Kisten. Das altmodische Brod und der harte holländische Käse verschwanden schnell; der Knabe sah beim Essen sehr dumm aus. Aber dann leuchtete sein Gesicht, und er trieb wieder sein Spiel, untersuchte Kranke, verband Wunden, legte Glieder in Schienen und bereitete Arznei, welche er, um sein Verfahren zu probiren, selbst einnahm. Es war keine unangenehme Medizin, welche er sich selber michtete, Drausepulver, oder etwas Ingwerwurzel in einem Weinglas voll Wasser und einige Tropfen Orangen- oder Zitronen-Saft. Dessen endlich überdrüssig, öffnete er den Kasten und nahm Schäl und Knochen heraus, als die Klingel in der Klinik laut erklang. Gleichzeitig vernahm er ein Geräusch im Sprechzimmer, in welchem der Doktor schlief. Der Junge sprang auf und drehte augenblicklich das Gas aus, welches über der Bretzle brannte. In der Dunkelheit warf er die Knochen in den Kasten und der Dedel klappte zu. Inzwischen wurde die Thüre des Sprechzimmers geöffnet und ein schwacher Lichtschein fiel in die Klinik. Robert aber war schon verschwunden.

„Das Gas ist aus,“ sagte der Doktor, ging in das Zimmer zurück und kam sogleich mit einem brennenden Fackel, um das Gas in der dunkleren Klinik anzuzünden;

dann öffnete er die Thüre nach dem kleinen nebelverfüllten Vorraum, welcher auf die Straße führte.

6.

Der Gast des Doktors.

Als Doktor Chartley die Thürflinte berührte, wurde die Klingel wieder heftig gezogen, und sobald die Thüre geöffnet war, kam ein Mann in einem feinen Plüschhat und einer dicken Joppe, mit einem Haarfleisch über dem Arm herein, legte seine Hand auf des Doktors Brust, schob ihn in den Flur zurück, schloß und bestieg die Thüre. Der Doktor sah ihm erstaunt und überaus zu; sein Besucher war von einer gelben Nebelwolke verhällt eingetreten; nasse Tropfen hingen an dem Coll- und Schurzbart, und er leuchtete wie nach einem langen Lauf.

„Darf ich fragen — ist Jemand krank?“ rief der Arzt, welchen der plötzliche Auf zur Nachtstunde durch einen aufgeregten Boten nicht überrascht hatte.

„Schnell hinein!“ sagte der Besucher heiser. Er drängte den Doktor nochmals zurück und stand einige Augenblicke laufend, als fürchte er Verfolger; dann folgte er mit verstörtem Blick dem Doktor Chartley in die Klinik, schloß die Thüre und lehnte sich mit dem Rücken gegen dieselbe, während seine Augen wild umherstarrten, sein sonnengebräuntes Gesicht zuckte und eine nervöse Unruhe sich in jeder seiner Bewegungen kundgab. Er bot einen seltsamen Anblick dar; sein langes, verwirrtes Haar war vom Nebel feucht; seine hohen Stiefel mit Schmutz bespritzt und vom halb geschmolzenen Schnee durchnäßt. Sein Aussehen machte eher den Eindruck eines Straßenräubers, als den eines ehrlichen Mannes; dennoch hatte sein wilderregtes Gesicht regelmäßige, angenehme Züge, und seine umherstehenden Augen zeigten, daß er Furcht empfind, ohne Furcht einzuflehen; nur dachte der Arzt, er könne irrthümlich sein, und fürchte vielleicht von seinen Wärttern verfolgt zu werden.

Es war ein sonderbarer Gegenstand — der gütliche, glattgeschaltete Doktor gegenüber dem wilderregten Mann, welcher den Rücken gegen die Thüre stemmte, die Hände ausgebreitet hatte, um sie festzuhalten, und den Kopf halb umwendete, als lausche er auf Schritte in der stillen Winternacht.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen?“ sagte der Doktor freundlich. „Wie kann ich Ihnen dienen?“

„Still! Hören Sie etwas? Hört! Da! Sie kommen!“ sagte der neue Ankömmling in erregtem Flüsterton.

(Fortf. folgt.)

den Cigarren über 6 Pf. Alles in Allem 16,9 Millionen Mark. Auch beim Wegfall bezw. der Minderung der bisherigen Steuer- und Zollerträge bleibt das Resultat der neuen Besteuerung eine Belastung des kleinen Mannes.

Finanzminister Riquel soll nach der „Deutschen Bauzeitung“ sich wiederum mit der Ausarbeitung eines Wohngesetzes beschäftigen und zu diesem Zweck am Sonntag dem Verfasser eines Aufsatzes über städtische Bodenpolitik eine längere Audienz gewährt werden.

Die Steuergeetze werden jetzt, nach Beendigung der Finanzminister-Conferenz, im Reichs-Schatzamt fertiggestellt und in der nächsten Zeit in den Bundesrath gelangen. Die Hauptthätigkeit des Bundesraths an den Entwürfen wird in der Fertigstellung der bereits angekündigten Denkschriften und Begründungen bestehen. Die noch ausstehenden Bestimmungen über erleichterte Controlmaassregeln bei der Weinsteuer werden gleichfalls Sache der Entscheidung des Bundesraths sein.

Oesterreich.

Wien, 28. Oct. Der serbische Ministerpräsident Vukitch wurde gestern in Abzuga operiert. Das Resultat ist nicht günstig. König Alexander wurde sofort Nachricht hierüber gegeben. Der Patient ist äußerst geschwächt, sein Zustand bedenklich.

Frankreich.

Paris, 28. Oct. Unterrichtete Kreise behaupten, noch vor dem 15. November stattfindenden Zusammentritt der französischen Kammer könne man eine Veränderung in der Zusammensetzung des französischen Ministeriums erwarten. Ministerpräsident Dupuy überreichte Carnot eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit der Bildung eines einheitlichen gemäßigten Cabinets betont. Die radicalen Mitglieder des Cabinets, Peytral, Biette und Terrier sollen ausscheiden. Carnot bezieht sich die Entscheidung über diesen Vorschlag bis zu seiner Rückkehr aus Toulon vor.

England.

London, 26. Oct. Die „Times“ meldet aus Washington, daß nunmehr die Abfassung der Shermanbill nach dem Wunsche des Präsidenten Cleveland gesichert sei.

Große Wahl-Versammlung der Centrumpartei.

Neuß, 30. October.

Im großen Saale des Hotel Berghaus hier selbst tagte gestern Abend die vom Wahlcomité der Centrumpartei des Wahlkreises Neuß-Gravenbroich-Cresfeld-Band anberaumte Wahlerversammlung. Wer die zahlreich herbeigekommenen Zuhörer erblickte, die den Saal bis zum letzten Platte füllten, der mußte sich überzeugen, daß, Gott sei Dank, der Sinn für das Ideale, das Interesse an den großen Aufgaben unserer glorreichen Centrumpartei bei den Centrumsleuten noch lange nicht erloschen ist, sondern vielmehr in ungebrochener Wirkung fortbesteht wie zur Zeit der Reichstags-Wahlkampagne im verflochtenen Sommer, wo infolge des Vorgehens unserer Gegner die Wogen der Wahlbewegung ganz bedeutend höher gingen und wo die materielle Seite mehr oder fast ausschließlich in den Vordergrund gedrängt war. Von „Wahlmüdigkeit“, von der in den letzten Tagen in liberalen Zeitungen viel zu lesen war, kann bei den Centrumsleuten unseres Kreises keine Rede sein.

Mag auch das von der liberal-conservativen Mehrheit jüngst noch verschleierte Wahlscheit, schon nach Bismarck, das schlechteste aller Wahlsysteme, die Dreifachwahl, die Kundgebung des Volkswillens verunkeln, der heutige Abend hat aufs Neue den unumstößlichen Beweis geliefert, daß das ganze katholische Volk in unentwegter Liebe und Treue hinter dem Centrum, hinter seinen bewährten Abgeordneten und seinen von den Liberalen besessenen Führern steht und daß hoffentlich auch in Zukunft nichts im Stande sein wird, beide Theile gewaltsam von einander zu reißen. Der Besuch der Versammlung wäre ganz gewiß noch ein viel fröhlicher gewesen, wenn nicht das furchtbare schlechte Wetter — ein feiner sehr ungemüthlicher Staubregen rieselte den ganzen Tag herunter — manchen Wähler vom Lande abgehalten hätte. Nichtsdestoweniger war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt und zu ihrer Ehre sei's gesagt, auch die Landbevölkerung war sehr stark vertreten.

Die Versammlung wurde eröffnet von dem Vorsitzenden des Wahlcomités, Herrn P. B. Kallen, welcher für das zahlreiche Erscheinen dankte und zum Weiter der Versammlung den Herrn Regierungs-Baummeister Buch vorschlug.

Derselbe, freudig von der Versammlung acceptirt, begrüßte mit herzlichen Worten die bisherigen Vertreter des Wahlkreises, die Herren Kaga, von der Aht und Bender und namentlich den hochverehrten Streiter der Centrumsfraction, Herrn Dr. Lieber und gab im Anschluß daran der Hoffnung Ausdruck, daß die Centrums-Wähler wie bisher, so auch am kommenden Dienstag ihre volle Schuldigkeit thun und einen glänzenden Sieg des Centrums in unserem Wahlkreise herbeiführen würden. Die Verständigung der Anwesenden des Herrn Dr. Lieber wurde mit begeisterter Beifallsbezeugung entgegengenommen.

Alsdann nahm das Wort zunächst der Herr Abg. Bender, welcher in treffenden Ausführungen die Aufgaben des Centrums und dessen Eintreten für die verschiedenen Berufsstände schilderte, und dann der Herr Abg. von der Aht zu einem specielleren Bericht über die abgelaufenen Legislaturperiode des Landtages.

Mit nicht enden wollenem stürmischen Beifall begrüßt, trat sodann Herr Dr. Lieber zum Rednerpult. Wir wollen es versuchen, in Nachstehendem den Hauptinhalt seiner monumentalen Rede wiederzugeben.

Der Herr Abgeordnete Bender, so ungefähr führte der Redner aus, „hat seine Rede mit dem Satze geschlossen: Jeder Abgeordnete des Centrums im Land- und Reichstage müsse eigentlich jede seiner Reden mit

dem Satze schließen: „Im Uebrigen meine ich, im Staate Preußen muß Parität herrschen!“ Es ist das der kräftige und geistvolle Ausdruck des Satzes, der sich in den Wahlsprüchen der rheinischen, westfälischen, schlesischen und auch des Allgemeinen der Centrumpartei des Abgeordnetenhauses befindet: überall begegnen wir den nämlichen Klagen über den Mangel an Parität mit Katholiken gegenüber, nicht allein den evangelischen, sondern, wie ich hinzufügen möchte, auch zu den jüdischen Mitbürgern. Das sagt der Wahlspruch der Centrumsfraction, sowie der der rheinischen Centrumpartei. Darin stimmen ein der westfälische wie schlesische Wahlspruch. Also in allen katholischen Landestheilen dieselben Beschwerden über ungleiche Behandlung, wenn auch in anderen Worten. Die Frage ist eine alte, und stets ist die Zurücksetzung von den Katholiken bitter empfunden worden. Namentlich aber wird sie das in der heutigen Zeit, wo der Zugang zum Frieden — mehr haben wir allerdings noch nicht eröffnet ist; sie ist während des heftig tobenenden Culturkampfes nur etwas mehr in den Hintergrund getreten. Auf bloßem Zufall kann diese Zurücksetzung nicht beruhen, auch hat man nicht gewagt, sie etwa auf einen Mangel an Intelligenz bei uns Katholiken zurückzuführen. So alt ist die Frage, daß sogar während der legendären 25 Jahre, wo die im Culturkampfe bejagten Verfassungspartikeln zum Segen von Staat und Kirche noch bestanden, und unter der wohlwollenden Regierung eines Friedrich Wilhelm IV., wo die Kirche verhältnismäßig frei wirken durfte, die einzelnen Katholiken derartig sitten unter der Zurücksetzung, daß man sogar damals eingehende statistische Nachweise angefertigt hat. Es würde zu weit führen, am heutigen Abend Ihnen die ungleiche Behandlung, die den Katholiken in der Beziehung der Aemter zu Theil wird, mehr im einzelnen vorzuführen, die Sache liegt ja auch so offen, daß die Späßen es von den Dächern pfeifen.

Geht es doch soweit, daß die National-Liberalen in ihrem Wahlspruch gegenüber unserer Forderung nach Gleichberechtigung zu erklären sich erlauben: So etwas könne der Staat nie und nimmer begeben, er würde sich selbst zu nahe thun! (Hui!) Und da will man uns noch sagen: Wozu das ungehörige Forderung? Ein freiconservatives Wochenblatt ist auch so naiv gewesen, uns zu sagen, wie wir uns würdig zeigen sollten, um als Gleichberechtigte behandelt zu werden: Wir sollten nur wacker bewilligen. Also wir sollten uns die Parität erkaufen! Sollen wir etwa für jeden katholischen Oberpräsidenten eine Hand voll Millionen bewilligen? Auf wie lange soll die Geschichte anhalten, bis etwa der Oberpräsident abgeht während die Millionen bleiben? Auf so faulen Handel lassen wir uns nicht ein (Bravo) abgesehen davon, daß wir überhaupt nicht kaufen, was unser verfassungsmäßig gewährte Recht ist! (Bravo!) Und wenn man das mißliebig in Berlin empfand, wenn auch nur im „Kammerlehn der Rebe“ — dann möge man sich gesagt sein lassen: „Ich werde keine Ruhe haben, bis unsere tiefbedrückten Klagen abgestellt sind.“ Fürwahr, wenn ein so anerkannt Königsreuer und loyaler Mann, wie ein Herr v. Huene zu dem Aussprache kommt:

„Zum Vorparn sind wir gut genug, aber auf den Bod' laßt man uns nicht!“ Dann liegt alles klar genug, dann sind statistische Nachweise überflüssig. (Sehr wahr!) Nun könnte Jemand der Meinung sein, ich spräche, nach der freilich sehr beschränkten Bedeutung meines Herrn Kollegen und Vorredners so, wie selbst Oberpräsident von Nassau zu werden. (Große Heiterkeit.) So etwas fällt mir gar nicht ein. Schon als Student habe ich in meinem Colleg die Rede eingetragten: „Erfst Lieber — feines Ordens-Ritter — kein's Führen Rath — frei wie ein Gewitter — Rnecht in Gottes Staat.“ Das hoffe ich zu bleiben. (Stürmische Bravo.) Für meine Person verziehe ich wahrhaftig darauf, aber für meine katholischen Glaubensgenossen verlange ich Parität um so nachdrücklicher, je weniger ich für meine Person vom Staate etwas haben will. (Beifallssturm.)

Der verehrte Herr College hat dann einen Punkt gestreift, dem ich in dieser Hinsicht auch einige Worte widmen möchte. Es ist dies die Zurückziehung des Heilich'schen Volksaufgehensentwurfes. Vielleicht lebhafter als andere auch auf dem positiven Gottesglauben stehende Genossen des Staates haben wir Katholiken diese Zurückziehung beklagt, trotzdem dieser Entwurf nur das Nothwendigste enthielt, was wir Katholiken verlangen müssen.

Wir haben die Zurückziehung beklagt, fast noch mehr um des symptomatischen Charakters willen, der sich dabei offenbarte, als um der Bestimmungen des Gesetzes selbst willen, die nicht in Kraft treten. Wenn ich das Symptomatische betone, so weiß wohl jeder Anwesende, was ich damit sagen will. Vielleicht auf lange Zeit zum letzten Male ist uns ein solcher auf christlich-confessioneller Grundlage stehender Entwurf vorgelegt worden, vielleicht auf lange Zeit wird keine Mehrheit für ein solches Gesetz mehr vorhanden sein, — und tief bedauerlich ist die Zurückziehung deswegen, weil sie geklungen ist in Rücksicht auf eine liberale Minderheit! (Sehr wahr!) Man hat geglaubt, uns Katholiken damit zu schaden und uns zum Schwegen zu bring'n — aber man ist sich darin gewaltig, wie man sich so oft an uns geirrt hat. Wir werden, weit entfernt davon, uns abbrechen zu lassen, vielmehr fort und fort unsere Forderungen erheben und unsere ganze Rechnung präsentieren. (Bravo!) Nicht nur mit Bezug auf die Volksschule, sondern auch auf die Mittel- und Hochschulen; wir werden nicht ruhen, bis nach der Verfassung alle öffentlichen Einrichtungen des christlichen Staates auch einen wahrhaft christlichen Charakter werden erhalten haben.

Und zu diesen Einrichtungen gehören vor allen Dingen die Hoch- und Mittelschulen. Wir beklagen es tief, weniger in der Sorge um die Kirche als vielmehr ein unter sie des Staates, daß auf unseren Mittel- und Hochschulen nicht nur die Gleichgültigkeit sondern vielmehr die offene Feindschaft gegen Religion und Gottesglauben gepredigt wird. Obgleich es sonst nicht meine Gewohnheit ist, mich bei meinen Reden mit Zeitungsauschnitten zu versehen, so habe ich hier doch ein Blatt, welches ich Ihnen vorlesen muß:

Vor 50 Jahren, als das englisch-österreichische Heer für seine damalige Niederlage in Afghanistan Begebenheiten hatte, befahl der Viceregent Lord Ellenborough unter anderen Siegestrophäen auch die Sanbalthore des Brahmanentempels von Somnath an ihre ursprüngliche Stelle zurückzuführen, von wo sie Sultan Mahmud der Ghaznawide 800 Jahre früher zum Schande seines Grauballes nach Ghazna gebracht hatte, und verkündigte diese „Genugthuung“ den Hindu's in einer pomphaften Proclamation aus Simla vom 18. November 1842. Darüber entstand in den christlichen Kreisen Englands

eine tiefe Erregung und am 9. März 1843 verhandelte das Unterhaus in London über diesen Vorgang. Zu seiner berühmten Rede über „die Thore von Somnath“ machte Thomas Babington Macaulay es dem Lord Ellenborough zum ganz besonderen Vorwurfe, daß er durch sein Vorgehen der Ehre des Christenthums zu nahe gethan habe. „Ich glaube“, sagte er, „daß es nie eine so leichte, so sinnlose Staatsstucht gab. Wir in den Augen derer, welchen wir schmeicheln wollten. Wir verleiten sie zu dem Glauben, daß wir dem Unterliebe zwischen Heidenthum und Christenthum kein Gewicht beilegen. Und wie groß ist doch dieser Unterschied! Ich enthalte mich gänzlich, ein Gebiet zu betreten, das den Geistlichen gehört.“

Ich spreche bloß als ein Politiker, der für die Sittlichkeit und das zeitliche Wohlbefinden der Gesellschaft Sorge trägt. Und indem ich diesen Standpunkt einnehme, sage ich, daß den Göddiensten der Brahminen ermutigen und das Christenthum entmutigen, das so viel gethan hat, die Gerechtigkeit, die Gnade, die Freiheit, die Ränke, die Wissenschaften, die echte Regierungskunst, das häusliche Glück zu fördern, das die Ketten der Sklaven gebrochen, die Schrecken des Krieges vermindert, die Frau aus einer Wagn und einem Spielzeug zu einer Gefährtin und Freundin des Mannes gemacht hat, einen Hochverrath gegen die Menschlichkeit und die Civilisation begehen heißt.“ Ich brauche diesen herrlichen Worten des großen Protestanten und Geistesforschers von England Nichts hinzu zu fügen, als dieses: Schlimmer als der „Göddienst der Brahminen“ ist die Vöthlichkeit mancher Hochschullehrer; „Die Thore von Somnath“ sind ein Kinderpiel gegen die Ehrungen heutiger Christenlehre von Staatswegen; und ich brauche nicht nach Indien zu greifen, um Staatsmänner namhaft zu machen, wenn das Wort des „alten Phidrus hier steht“ mag: „Nehmt den Namen, und von dir handelt die Fabel.“

Außer den großen Aufgaben auf idealem Gebiete, zu welchen die Austräumung der Ueberreste des Culturkampfes gehört, haben wir auch große Aufgaben auf materiellem Gebiete zu lösen. In Bezug auf die idealen Aufgaben noch ein Wort. Hier sind unserer Beschwerden viele und schwere. Kränkend ist vor allem die Behandlung, die unseren Ordensleuten, denen man die Rückkehr überhaupt zum Vaterlande gestattet hat, angedeihen läßt.

Mit großem Recht hat daher der so milde gesinnte Herr v. Peereboom im Abgeordnetenhause es ausgesprochen, daß es unerträglich sei für jeden Katholiken, daß, wenn zwei oder drei „Engel der Barmherzigkeit“ zusammentreten wollen zur opferwilligen Hingabe für die Nationen, zwei Ministerien in Bewegung gesetzt werden müssen, damit sie beraten, ob ein solches Unternehmen für den preussischen Staat etwa gefährlich werden könnte! (Hört, hört und Heiterkeit.) Und ich füge dem hinzu: Während die Apostel desglugla ubens von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf durch das ganze Land ziehen und ihre göttlichen Reden an den Mann bringen dürfen; während die Wegzäher der Unsitte in schleppenden Gewändern über die Straßen ziehen dürfen, müssen unsere Mönche und Ordensfrauen sich eine bis ins Kleinste gehende polizeiliche Controle gefallen lassen! (Hört! Hört!) Wahrlich da tritt in Kraft, was unser hochverehrter Abg. Dr. v. Wallkindt einst sagen mußte: Das sei etwas, was das Kränzen des ganz inneren Menschen hervorruft! (Sehr wahr!)

Der verehrte Herr College v. d. Aht hat in sehr richtiger Weise sich über die materiellen Aufgaben unserer Gesetzgebung schon verbreitet.

Wie er ja auch betonte, können wir im Großen und Ganzen mit der Miquel'schen Steuerreform zufrieden sein, insofern als sie bis zu einem gewissen Grade, den alten Centrumsforderungen entspricht, daß die Aemter auf die leistungsfähigen Schulktern gelegt werden müssen. Der erste Schritt ist immer der schwerste, er ist gemacht und wir dürfen hoffen, daß der Gedanke immer mehr Fleisch und Blut im Staatsministerium annehmen, und daß, wenn wir demnächst zu einer Revision der Steuerreform kommen werden, in dieser Richtung noch etwas mehr geschehen wird. Aber die Steuerreform hat nicht vermocht, die finanziellen Nothen abzuhelfen. Gestatten Sie mir, als altes Mitglied der Budget-Commission des Abgeordnetenhauses, hier etwas länger zu verweilen. Wie zerfahren unsere Finanzverhältnisse sind, darüber haben sich selbst einseitig-volle Kenner gewundert und erklärt: so etwas hätten sie sich nicht vorgestellt. Es ist also nothwendig und angemessen, daß über diese Dinge auch Klarheit im Lande verbreitet wird. Es ist um so nothwendiger, daß wir uns auch als Bürger der Einzelstaaten über diese Sachen klar werden, weil die Staatsfinanzen mit der Reichsfinanzen im Zusammenhang stehen befinden. Der Zusammenhang ergibt sich aus der Verfassung, indem aus den Einnahmen des Reiches selbst, ferner aus den Materialbeiträgen der Einzelstaaten und für außerordentliche Bedürfnisse auf dem Weg der Anleihe. Wenn man nun von den preussischen Staatsfinanzen bisher zu sagen gewohnt war, daß sie sich in geordnetem Zustande befänden, so galt von den Finanzverhältnissen des Reiches schon lange nicht mehr. Unsere Reichsschuld betrug im Jahre 1876/77, also eben nach dem der „Millardenhegen“, „verwundtschaftet“ war, 16 Millionen Mark; heute, nach 16 Jahren beträgt sie 1700 Millionen Mark! (Hört! Hört!) Am Schlusse dieses Etatsjahres wird sie die Höhe von 2000 Mill. erreicht haben! (Hört! Hört!) Daß das ein ungeheurer Zustand ist, welcher uns dem Bankrott entgegenführt, ist um so handgreiflicher, wenn man bedenkt, daß auch noch nicht die Spur eines Anfangs von Schuldenminderung gemacht ist. Wenn ein Privatmann bei einer Kasse eine Anleihe aufnimmt, dann muß er sich außer zu den Zinsen auch zu einer Tilgungsquote verpflichten.

Das deutsche Reich hat das gar nicht nothwendig, es macht Schulden und tummelt sich um die Tilgung derselben nicht. Man thut bei uns so pharisäisch über die elende Finanzwirtschaft Oesterreichs, über den armenlichen Habsburger Hölzer: Laßt uns erst so alt werden wie dieser, dann wollen wir mal sehen, wer die meisten Schulden hat! Bis jetzt gehen 38 pCt., d. h. mehr als ein Drittel aller Gesamtaufgaben des Reiches, auf Anleihen, darunter 75 pCt. rund 1500 Millionen für unproduktive Zwecke, d. h. für Feste und Fiolle! Die Aufwertung auf die Staatsfinanzen zeigt sich dadurch, daß die Zinsenlast mit jedem Jahre wächst; bis jetzt sind jährlich 66 Millionen Reichsmark aufzubringen. Aber nicht allein wegen dieser Zinsenlast gestaltet sich der Zusammenhang der Finanzen Preußens mit dem Reich so gefährlich. Die Ausgaben des Reiches sind stets angewachsen, während die Einnahmen einen

Zuwachs nicht erfahren haben. Es gab eine Zeit, wo wir schon ziemlich nahe daran waren, daß die Einzelstaaten dem bankrotten Reich zu Hilfe kommen mußten. 1879 ist es Niemand anders als das Centrum gewesen, welches dem Reich durch die Einnahmen neue Finanzquellen verschaffte, und es zugleich, Dank der Brandenburger'schen Clausal, in den Stand setzte, der Nährvater der Einzelstaaten zu werden.

Diese Einnahmen wuchsen so an, daß 1889/90 über 80 Mill. M. an Preußen aus den Reichsfinanzen überwiesen werden konnten. Die Sache wäre ja ganz schön, wenn sie nicht den Fehler hätte, daß sie schwandend ist. So sind z. B. die Ueberweisungen von über 80 Mill. im Jahre 1889/90 auf fast 98,000 M. im Jahre 1893/94 zusammengeschmolzen! Ich möchte das Parlament sehen, das einen solchen Staat in Ordnung halten könnte! Das ist ein um so unhaltbarer Zustand, als durch die Verschärfung der Eisenbahnen ein ähnlicher schwandender Faktor geschaffen ist. Und je nachdem ein Minister an der Spitze ist, wie das unter Bismarck ja der Fall war, der aus dem Betrag der Eisenbahnen so und so viele Millionen abzufordern beliebte, könnte so ein Eisenbahnminister ja auch in die Lage kommen, mehr zu geben, als zur Beschaffung der Betriebsmittel und zum Gange der Geschäfte unbedingt nothwendig ist.

Es kommt hinzu, daß wir auch in Preußen dauernde Mehraufgaben auf schwandende Mehreinnahmen gesetzt haben, wie z. B. die Aufbesserung der Beamte Gehälter, wobei wir allerdings es besser gemacht haben, wie in Bayern, indem wir nicht von oben, sondern von unten angegangen sind. (Bravo!) Die auf schwandenden Mehreinnahmen auf Eisenbahnen und Einnahmen auf Eisenbahnen Mehraufgaben haben es nun fertig gebracht, daß wir an einem chronischen Staatsdefizit leiden: Im Jahre 91/92 betrug dasselbe über 42 Millionen, 92/93 über 25 Millionen, 93/94 über 57 Millionen, von 91 bis 94 im Ganzen also über 126 Millionen; der Fehlbetrag im Voranschlag von 1894/95 soll, wenn man den Abänderungen der offiziellen Wälder glauben darf, nicht weniger betragen als 70 Millionen, im Ganzen also Defizit in 4 Jahren rund 200 Millionen! Wo soll das hinaus! Rndet man, was zu neuen Staatsbedürfnissen hat zurückgestellt werden müssen und was an Fehlbeiträgen erwachsen ist, zusammen, dann hätten wir jährlich 50 Mill. Einnahmen mehr nöthig, um alles zu beden. Ob das zu erreichen sein wird, durch erhöhte Einnahmen der Eisenbahnverwaltung, etwa aus den Erträgen der Bahnsteigarten. (Heiterkeit.) — Das muß abgewartet werden.

Das Bestreben muß dahin gehen, durch eine Reichsfinanzreform dem Staate Preußen zu helfen und in diesem Sinne habe ich in Erschöpfung ausgedrückt, das Centrum im Landtage wie im Reichstage müsse die Augen offen halten und sorgen, daß diese Finanzreform nicht ohne unsere Mitwirkung zu Stande kommt. Oder sollen wir etwa die Leute, die im Sommer so bewilligungsfähig waren, allein für die Deckung der Ausgaben sorgen lassen? Glaubt einer, diese Herren würden sich etwa selber wehe thun? Die Herren werden sich hüten! Wir aber wollen mit dabei sein, wir wollen sorgen, daß sie bezahlen müssen! (Bravo!) Diesen Theil meiner Forderung habe ich den Herren von der „Reinen Jg.“ sehr wohl verstanden und deshalb haben sie auch so gewaltig darüber geräuscht und geschrien. D., es wäre ja so schön gewesen, wenn das Centrum mit verschärften Armen der Erleichterung der Finanzreform zugestimmt und zu den Bewilligungen der Militärvorlage gesagt hätte: „So kinderchen, nun sorgt ihr für die Kostenbedeckung!“ (Sehr gut!) Wir wären ja die Angeführten gewesen; denn zuletzt hätten wir Centrumsleute die Rede begehrt müssen! (Bravo!) Aber der Herr Lieber, gelagt hat, wir, das Centrum, wollen dabei sein, wenn's uns Beifall bringt, hat das die Herren auch verknüpft und deshalb sind sie hingegangen und haben gesagt, das Centrum lie bereit, alles zu bewilligen, Tabaksteuer und Weinsteuer zu bewilligen und bereit, den kleinen Mann zu brühen, und sie sprechen von der „unvermeidlichen Annäherung des Dr. Lieber an die Regierung.“

In Wahrheit, liebe Herren National-Liberalen, ist es die Annäherung an Euren Weltbetrug! (Bravo!) Zunächst hat ja der Dr. Lieber in seinem eigenen Namen gesprochen und nicht im Namen des Centrums, was so schon aus dem Grunde unmöglich war, weil das Centrum zu den neuen Gesetzen noch gar nicht Stellung genommen hat, da dieselben ja noch nicht vorgelegen haben; dann habe ich ausdrücklich gesagt, ich spreche hier nicht über die neuen Gesetze, das geht ja den Reichstag an. Ich habe nur die Gesichtspunkte hervorgehoben, die für das Centrum bei der Behandlung der Sache maßgebend wären und hervorgehoben, daß der Mann, d. h. eine feine Panama rauscht, der Qualität und dem Werthe entsprechend höher heranzuziehen sei, wie der arme Mann, der seinen A-B-Kasseler trinkt; ebenso, daß der Mann, der einen feinen Wein und Champagner trinkt, auch sein Maßhalten auf den Altar des Vaterlandes legen soll im Wertverhältniß ebenso gut, wie der gewöhnliche Bürgermann und Arbeiter, dem sein Bier verweigert wird und sein Schnaps mit 200% des Wertes.

Sollten die Tabak-Interessenten und Winger sich gegen das Centrum verhehen lassen, so könnte ich das nur bedauern, nicht meinetwegen, denn ich kann schon Vieles vertragen, und was zu vertragen in 22 Jahren etwa ich nicht gelernt haben sollte, das habe ich gelernt in den letzten Monaten; ich kann es sogar vertragen, daß das Volk, für das ich Jahre lang mich habe treten und mißhandeln lassen, nun sogar den Mißhandlungen und Verleumdungen einer „Königlichen Zeitung“ sein Ohr leiht! (Sehr gut!) Das Centrum, davon müssen wir doch wohl alle hinlänglich überzeugt sein, wird seine Hand nicht dazu hergeben, die Tabak-Interessenten und den Wingerhand zu ruinieren. Das Centrum will bloß dabei sein, um die kleinen Leute zu schützen und zu helfen, daß die Lasten denen auferlegt werden, die sie am besten tragen können. (Bravo!) Freilich, so leicht, wie jener Junker aus dem Osten in Gravenbroich den Reuten vorgebracht hat, daß der Wirth nur etwas kräftiger auf die Bierpumpe zu drücken brauche, wird die Sache nicht gehen.

Niemals denke ich, über meinen Standpunkt zu d. e. Sache genug gesagt zu haben, sollte das noch nicht genügen, so erinnere ich mich an das Wort Riquel's: „Geht mir drei Worte von dem Mann, und ich will ihn an den Galgen bringen!“ — und sollte die „Königliche Zeitung“ nochmals Luft verschärfen, mich aufzuknüpfen: meine Reue Rede wird ihr ja trotzdem Stride dazu genügen liefern. (Sehr gut!) In dieser Beziehung halte ich es mit dem Worte meines alten Lehrers: Hinter meinem Rücken mögen sie mich aufhängen, aber wenn ich dabei bin, dann wehre ich mich. (Bravo!)

Unsere Aufgaben sind groß und wichtig; angeführt

der selben haben den Landtagsposten zu sein am 5. lange nicht nur info von drei auf durch die plü gefeßt. Die neue Verfassung drückung, hier der Thut wäre, Herren das, wären, sie dag für sich beherz gar so wech, a hnn des „schle Tage. So höw wochstuitur v Allgemeinheit

Im confit der Abgeordn wenn er gilt an dem wir in A stierung der e (Heiterkeit. des Centrums Wähler in dich kann! Die Be erlahmen.

Ein Wort Wir leben in materiellen sel bei allen nach materiellen folge: Erstlich Sinn, das Wohl hat man außer in unser nur auf das ei und Gerechtigt Ich will hier g eine der vier C welcher der hoch

„Gerechtigt wie ein gerechtes Wästel: Die G nicht nur das hochherzig.“

Ich erinnere heidnisch rühm „Wir haben die gewahren“, und gelegt ist in der quol“ auf besser and nach Zim gehen auch für Die hehre Aufz tigen, dem Egois Interessen ergeb hochgehalten, de men und ihnen die Gerechtigkeit Die zweite üble Boll zerstreut zuerst wirtschafts selbstschaltig. leiber auch für Bnum am Mau eine Herpiltirer Interessengrupp Folget diesen ur

Ich bitte dar tion als im In denn nicht im F den ausgehendt essen kann die

Werweisen wir wie vor die Alt der gegenseitig Freiheit und zu Römer nannten ung eintrat, e Menschen, die a Recht nicht nehm der nach allen S Das ist ein zutref die Selbstsch edige Wöher um Männer! (Brat

Beigen wir in zugunststreue anseiner Partei, oder auch vor I ihr Fuderbrod r

Stürmische hochverehrten R nachdem der sammung den hertes Hoch ge recht reger Verla die ichen verla

Wahl p
Als Wahl werden empfohlen

Wahl

Heim.

Heim.

Wahl.

Heim.

Anton

Wahl.

Sub.

